

James Conant\*

# Wittgensteins Kritik am additiven Verständnis des sprachlichen Zeichens

<https://doi.org/10.1515/dzph-2021-0001>

**Abstract:** This paper argues that Wittgenstein, both early and late, rejects the idea that the logically simpler and more fundamental case is that of “the mere sign” and that what a meaningful symbol is can be explained through the elaboration of an appropriately supplemented conception of the sign: the sign plus something (say, an interpretation or an assignment of meaning). Rather the sign, in the logically fundamental case of its mode of occurrence, is an internal aspect of the symbol. The *Tractatus* puts this point as follows: “The sign is that in the symbol which is perceptible by the senses.” Conversely, this means that it is essential to a symbol – to what a symbol is – that it have an essentially perceptible aspect. For Wittgenstein there is no privileged direction of explanatory priority between symbol and sign here: without signs there are no symbols (hence without language there is no thought) and without some sort of relation to symbols there are no signs (hence the philosopher’s concept of the supposedly “merely linguistic” presupposes an internal relation to symbols).

**Keywords:** language, sign, symbol, interpretation, linguistic turn

Einst erklärte Conant, in einem frühen Aufsatz, die tractarianische Unterscheidung zwischen Zeichen und Symbol so:

Zeichen: eine orthographische Einheit; das, was den wahrnehmbaren Satzausdrücken gemeinsam ist (er schlägt die folgenden englischen Wörter als mögliche Synonyme vor: a sign design, inscription, icon, grapheme.)

Symbol: eine logische Einheit; das, was bedeutungsvollen Sätzen gemeinsam ist.<sup>1</sup>

---

1 Conant (2002), 400.

---

\*Kontakt: James Conant, Universität Leipzig, Institut für Philosophie, Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig; james\_ferguson.conant@uni-leipzig.de

Conants Charakterisierung dessen, was ein „Zeichen“ ist, verrät, für sich genommen, noch kein offensichtliches Missverständnis des *Tractatus*. Doch die eingeklammerten Vorschläge für Synonyme deuten auf einen dürftigen Zugriff auf Wittgensteins Begriff des Zeichens hin. Nehmen wir eins dieser angeblichen englischen Synonyme in den Blick: „inscription“. Nun, was heißt das: „to inscribe“? Es könnte heißen, *Wörter* auf etwas zu schreiben oder zu meißeln. Wenn dies gemeint ist, dann reicht diese Erklärung vielleicht aus. Oder es könnte heißen, eine Reihe bloßer Striche oder Formen auf Stein, Papier, Holz oder irgendeine andere Oberfläche zu meißeln, einzugravieren, zu ätzen, zu schneiden, einzuritzen oder anderweitig darauf zu verursachen.

Stellen Sie sich vor, dass ich, indem ich mich von links nach rechts vorarbeite, graduell das folgende Paar dekorativer Muster in eine Steinoberfläche ritze – nur um später zu meiner Überraschung zu erfahren, dass es einem arabischen Muttersprachler so scheint, als gehöre das *untere* der beiden Muster einer ganz anderen Ordnung an als das obere – einer Ordnung, die er in der entgegengesetzten Richtung liest:



الله أكبر

Oder stellen Sie sich vor, dass ein arabischer Muttersprachler, der kein Englisch kann, das folgende Paar dekorativer Muster in eine Steinoberfläche ritzt, nur um später zu seiner Überraschung zu erfahren, dass es einem englischen Muttersprachler scheint, als gehöre wieder das untere der beiden einer anderen Ordnung an als das obere:



*God is great!*

Lassen Sie uns Folgendes die *Bloße-Abfolge-von-Strichen-Auffassung* des Zeichens nennen: Ein „Zeichen“ ist der gemeinsame Nenner zwischen den folgenden beiden Weisen der Charakterisierung des unteren Musters: (1) die Striche, die die Gestaltabfolge des bloßen dekorativen Musters ausmachen; und (2) die Striche, die den Satz ausmachen, den ein Muttersprachler verstehen kann. Und lassen Sie uns dies, ohne es bereits weiter zu klären, der *wesentlich sprachlichen Auffassung* des Zeichens gegenüberstellen, die man wie folgt zusammenfassen könnte: Es gibt keinen solchen gemeinsamen Nenner.

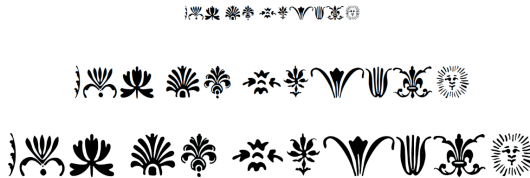
Gemäß der ersten dieser zwei Auffassungen ist der logisch einfachere und fundamentalere Fall der des Zeichens. Die Natur des Symbols muss durch eine Erweiterung unseres vorgängigen Verständnisses des *Zeichens* erklärt werden: Das Symbol ist das Zeichen plus etwas – etwa das Zeichen in seinem bestimmten Regeln gemäßen Gebrauch. Wenn man annimmt, dass das gezeichnete Muster in unserer Anekdote keinem bereits bestehenden standardisierten Repertoire dekorativer Muster angehört (sondern stattdessen von der das Muster verursachenden Person für eins gehalten wird, das sie selbst erfunden hat), dann sieht es so aus, als sollten wir – gemäß diesem Verständnis des Zeichens (laut dem es durch nichts Weiteres als bloße Striche konstituiert ist) – sagen, jede Variation der Form oder Größe des Musters brächte automatisch eine Veränderung des Zeichens mit sich. Wenn wir es auf *irgendeine* Weise verändern, dann haben wir ein neues Zeichen (oder eine neue Zeichenabfolge). Gemäß diesem Verständnis des Zeichens qua bloße Strichabfolge ist ein Zeichen ein bestimmter Gegenstand mit einer bestimmten Ansammlung geometrisch oder physikalisch charakterisierbarer Eigenschaften. In einer hinreichend buchstäblichen Variante dieser Auffassung gibt es keine Prinzipien zur Bestimmung dessen, was als Wiederholung des Zeichens zählt, oder wo ein Zeichen aufhört und das nächste Zeichen anfängt, oder sogar dafür, was, statt zu den Zeichen selbst, nur zur zugrundeliegenden oder umgebenden Oberfläche gehört, auf die die Zeichen gekritzelt sind. Schauen Sie auf ein frisch zugeschnittenes Stück Holz oder einen Teppich mit einer Arabeske und fragen Sie sich: Wie viele verschiedene Zeichen oder Zeichenmuster gibt es auf dieser Oberfläche? Es ist nicht so, dass Sie nicht mit einer Weise aufkommen könnten, diese Frage zu beantworten. Aber es gibt keinen Sinn, in dem die Frage, abgesehen von der Einführung willkürlicher Stipulationen, bereits eine richtige Antwort hat. Ein Grund, weshalb die so gestellte Frage keine richtige Antwort hat, ist die Abwesenheit eines Prinzips, das bestimmt, wo ein Zeichen aufhört und das nächste anfängt; ein anderer ist die Abwesenheit eines Prinzips, kraft dessen das Wiederauftreten einer besonderen Form berechtigterweise *als* das Wiederauftreten desselben Zeichens betrachtet werden kann.

Dies hilft herauszustellen, dass der Begriff des sprachlichen Zeichens an einer Form der Allgemeinheit teilhat, die einem bloßen Strich oder einem geritzten Muster abgeht. Indem man eine Sprache oder eine Notationsform lernt, lernt man, was als bedeutsame Wiederholung zählt. Und tatsächlich lernen wir sehr viel mehr. Zum Beispiel lernen wir Antworten auf die folgenden Fragen: Was gehört zu den Zeichen selbst und was gehört bloß zu „dem Raum“, innerhalb dessen sie gezeichnet sind? Was macht das Ende einer Abfolge und was den Anfang einer anderen aus? Daher auch: Was für Striche oder Konstellationen oder kleine Zwischenräume unterbrechen eine „Abfolge“ oder strukturieren sie anderweitig?

Die hier auftauchenden Probleme scheinen Philosophen tendenziell einfacher lösbar zu sein, als sie es in Wirklichkeit sind. Zum Beispiel kann man, gemäß einer weniger buchstäblichen Variante derselben Auffassung, Raum für eine rudimentäre Idee dessen schaffen, was einen prinzipiengeleiteten Grad an Unbedeutsamkeit in der Variation der Erscheinung des Zeichens – und folglich dessen, was als eine „Wiederholung“ zählt – konstituieren könnte. Etwa, wenn vielleicht geometrische Form, aber nicht Größe für die Identität eines dekorativen Musters von Bedeutung ist. Wir könnten dann etwa die Möglichkeit einräumen, dass sich dasselbe bloß dekorative Muster durch die folgenden drei Fälle hindurchzieht:

الله أكبر  
الله أكبر  
الله أكبر

In derselben Weise können wir diese Möglichkeit für die folgenden drei Fälle einräumen:



Doch dies wird uns nicht mit den begrifflichen Ressourcen ausstatten, die wir benötigen, um den Sinn zu erläutern, in dem dieselbe „Zeichenabfolge“ den folgenden drei Fällen gemeinsam ist:

G O D I S G R E A T !  
*God is great!*  
**G O D I S G R E A T !**

Appelle an vermeintlich bloß äußerliche Formen der Ähnlichkeit oder geteilte geometrische Formen funktionieren nicht mehr. Der *Tractatus* lehrt, dass ein korrektes Verständnis der Einheit dieser drei Fälle eine Auffassung des Zeichens erfordert, die es uns erlaubt, sie als drei Ausdrücke desselben Satzsymbols zu erkennen. Dies ist eine Zurückweisung der Vorstellung, der logisch einfachere und grundlegendere Fall sei der des Zeichens, so dass das Symbol durch eine

angemessen angereicherte Auffassung des Zeichens erklärt werden kann: das Zeichen plus etwas. Vielmehr *ist* das Zeichen, im logisch fundamentalen Modus seines Auftretens, ein *interner Aspekt* des Symbols. Wittgenstein schreibt im *Tractatus*: „Das Zeichen ist das sinnlich Wahrnehmbare am Symbol“.<sup>2</sup> Umgekehrt bedeutet dies, dass es einem Symbol – dem, was ein Symbol ist – wesentlich ist, einen wahrnehmbaren Aspekt zu haben. Es gibt keine privilegierte Richtung der explanatorischen Vorgängigkeit zwischen Symbol und Zeichen: Ohne Zeichen gibt es keine Symbole (daher gibt es ohne Sprache auch kein Denken) und ohne irgendeine Art der Beziehung zu Symbolen gibt es keine Zeichen (daher setzt der philosophische Begriff des vorgeblich bloß Sprachlichen eine interne Relation zu Symbolen voraus). Doch diese beiden Formen der Abhängigkeit sind nicht von derselben Art.

Wittgenstein versucht nicht, die explanatorische Ordnung umzukehren, mit der die Bloße-Abfolge-von-Strichen-Auffassung operiert. Vielmehr bemüht er sich darum, herauszuarbeiten, auf welche Weise es unserem Verständnis des logisch grundlegenden Falls des Auftretens des Zeichens wesentlich ist, dass wir es als einen *Aspekt* eines Symbols erkennen. Dies verlangt, dass das Zeichen etwas von der Ordnung der Allgemeinheit – oder Wiederholbarkeit – des Symbols an sich hat. Der hier erforderte Begriff des Zeichens ist einer von etwas, dessen Identität über eine außerordentliche Variation in Form, Größe, Schriftart, Stil, usw. hinweg erhalten bleibt. Denn seine Bestimmtheit als das Zeichen, das es ist, hängt nicht bloß von unserer bloßen Fähigkeit ab, sichtbare oder akustische Eigenschaften der Erscheinung von bloß Physischem zu erkennen, sondern vielmehr von unserer Fähigkeit, wiederholte Vorkommnisse von etwas zu erkennen, das wesentlich der symbolischen Ordnung angehört. Wenn wir Schwierigkeiten haben, jemandes Handschrift zu lesen, dann beherrschen wir ein neues Notationssystem nicht, das 26 oder 30 leicht verschiedene, aber festgelegte Strichanordnungen für die Buchstaben des Alphabets beinhaltet. Das ist nicht nur deswegen so, weil in den meisten Schreibschriften jeder Buchstabe des Alphabets in der speziellen Handschrift eines Individuums viele physikalisch voneinander verschiedene Gestalten annimmt (zum Beispiel: das verhältnismäßig offene „o“ und das verhältnismäßig geschlossene „u“ sind, qua bloße Strichanordnungen, manchmal ununterscheidbar), sondern auch, weil wir im Normalfall die Identität des Zeichens auffassen, indem wir das Symbol an ihm erkennen.<sup>3</sup> Was Wittgenstein mit einem Ausdruck wie „bloßes Zeichen“ (oder, noch berühmter: „totes

---

<sup>2</sup> Wittgenstein (1998), 3.32.

<sup>3</sup> Ein vergleichbarer Punkt gilt auch, wie wir weiter unten sehen werden, für die phonetische Ordnung.

Zeichen“) meint, ist etwas, von dem er uns zeigen will, dass es die falsche Art der logischen Allgemeinheit bzw. Wiederholbarkeit hat, um als gemeinsamer Nenner zweier Fälle zu fungieren, von denen der eine der Ordnung des Symbols angehört, der andere jedoch (noch) nicht.<sup>4</sup> Etwas, das als ein bloßes Zeichen (im relevanten Sinne) erkennbar ist, ist eine logisch defektive oder abgeschwächte Ausübung unserer Fähigkeit zum Zeichengebrauch – eine Ausübung, deren Möglichkeit die vorgängige Fähigkeit voraussetzt, es als den sinnlich wahrnehmbaren Aspekt des Symbols zu gebrauchen. Die meisten Gegenwartsphilosophen werden geneigt sein, die Ordnung der Erklärung umzukehren, indem sie den problematischen Modus des Vorkommens als das logisch einfachere Phänomen und den (für Wittgenstein) vergleichsweise weniger problematischen Fall als einen betrachten, der danach verlangt, dass etwas zum Zeichen hinzuaddiert wird – etwas, das Leben in etwas einhaucht, das sonst tot ist.

Was oben über Schriftzeichen gesagt wurde, gilt auch für gesprochene Zeichen. Ein Beispiel hilft vielleicht, diesen Punkt klar herauszustellen. Als ich

---

<sup>4</sup> Silver Bronzo ist auf einen vergleichbaren Punkt bezüglich der Abwesenheit eines solchen gemeinsamen Nenners aus. Er schreibt: „It is possible to hold that signs are conceptually dependent on symbols, but in a manner that allows signs to be common to different symbols and leaves room for occurrences of signs that are not occurrences of any symbol [...] [T]he notion of mere sign is defined as what merely appears to be a symbol, and the generic notion of sign is defined disjunctively as what is either a symbol (i. e., a sign in use) or a mere sign. Symbols and mere signs are species of the genus comprising all signs, but such species are not defined in terms of the genus and an independently intelligible differentia“ (Bronzo 2017, 1348).

Meines Erachtens ist es eine wenig hilfreiche Übertreibung, wenn man sagt, ein allgemeiner Begriff des Zeichens würde hier so eingeführt, dass, was es für Wittgenstein heißt, ein Zeichen zu sein, auf eine bestimmte Weise disjunktiv definiert wird. Dies wäre nicht weniger seltsam als zu sagen, der Begriff eines Tiers sei in Wirklichkeit der Begriff einer Art des Seienden, das angemessen auf disjunktive Weise definiert würde als etwas, das entweder lebendig oder tot ist. Das Richtige an dem Gedanken, dass das disjunktivische Schema hier etwas erhellen könnte, hängt nicht an der Behauptung, Wittgenstein würde mit einer logisch komplexen Form der Definition operieren. Was stimmt, ist, dass das Zeichen-im-Gebrauch der logisch vorgängige Begriff ist. Fälle der Verwendung eines Zeichens, die sich so charakterisieren lassen, dass wir berechtigt sind, von seinem Vorkommen zu sagen, es enthielte ein „bloßes Zeichen“, sind immer solche, die auf etwas Abgeschwächtes oder Defektives in der Verwendung des Zeichens hindeuten. Ein Zeichen in seiner nicht-defektiven Verwendung ist ein Zeichen-im-Gebrauch. Folglich ist ein bloßes Zeichen ein Zeichen, das außerhalb der Art von Kontext auftaucht, in der es eigentlich sein Leben hat. Das ist alles, was wir brauchen, um uns zur zentralen Einsicht Bronzos zu berechtigen: „The sort of use that belongs to a purely formal symbol cannot be specified independently of the notion of a sign that is used to characterize the form but not the content of significant propositions, which in turn is just an abstraction from the notion of a sign that is used to characterize both the form and the content of significant propositions“ (ebd., 1350).

jung war, habe ich in Japan als Englischlehrer gearbeitet. Meine Schüler lernten alle seit mindestens zehn Jahren Englisch und konnten schon recht gut Englisch lesen, aber sie konnten das gesprochene Englisch eines Muttersprachlers weder verstehen noch konnten sie Englisch so aussprechen, dass ein Muttersprachler etwas davon hätte verstehen können. Sie waren weder in der Lage, einer einfachen Konversation zwischen Muttersprachlern zu folgen, noch etwas zu sagen, das ein Muttersprachler auf Anhieb *als* Englisch hätte erkennen können. Mir wurde klar, dass ich keine Chance hatte, ihnen beizubringen, die relevanten „Laute“ *auszusprechen*, so lange sie nicht zuerst die Fähigkeit erworben hatten, sie zu *hören*. Ich entwickelte verschiedene Techniken, die ihnen dabei helfen sollten. Hier ist ein Beispiel einer solchen Technik. Ich schrieb die folgenden vier englischen Wörter an die Tafel:

- (1) roll
- (2) roar
- (3) loll
- (4) lore

Die Übung ging so: Ich sagte eines dieser Wörter und die Schüler mussten raten welches. Also sagte ich eines dieser vier und fragte: Nummer (1)? Diejenigen, die dachten, es sei (1), hoben ihre Hand, und so weiter. Während der ersten Stunde oder so machte es keinen Unterschied welches der vier Wörter ich sagte: 25 % dachten, es sei (1), 25 % dachten, es sei (2), 25 % dachten, es sei (3), und 25 % dachten, es sei (4). Diese Übung wechselte sich mit Übungen ab, in denen ich ihnen den Unterschied zwischen meiner Zungenposition beim Sagen eines *l* (an der Rückseite der Oberkieferzähne) und beim Sagen eines *r* zeigte und sie daraufhin aufforderte, jedes dieser vier Wörter zu sagen und dabei auf die Position der Zunge zu achten. Danach kehrte ich zu der Übung zurück, bei der ich eins der vier Wörter auf der Tafel sagte und sie aufforderte, abzustimmen. Und so weiter. Nach etwa einer weiteren Stunde fing das tatsächlich von mir gesagte Wort nach und nach an, einen etwas höheren Prozentanteil der Stimmen der Schüler zu erlangen als die anderen drei. Was ich diesen Schülern beibrachte, war, die vier verschiedenen phonetischen Zeichen des Englischen aus einem akustischen Raum wahrzunehmen, innerhalb dessen sie vorher nur in der Lage waren, Phoneme wahrzunehmen, die sie schon produzieren konnten. Wir werden den letztgenannten Punkt in seiner Bedeutsamkeit bald wieder aufgreifen.

Das folgende Detail meiner Anekdote über Englischunterricht in Japan könnte irreführend sein: Die Übung mit den vier auf die Tafel geschriebenen Wörtern konnte gemacht werden, ohne den Schülern die Bedeutung (oder sogar welcher Art von logischem Symbol oder grammatikalischem Teil sie angehören, etwa Verb

oder Substantiv) dieser vier englischen Wörter beizubringen. Es ist jedoch entscheidend, dass dies eine Ausnahme und nicht die Regel ist. Denn es gibt, innerhalb der Topographie bedeutsamer phonologischer Konturen, kein unabhängig verfügbares rein phonetisches Maß des erfordernten Grades der Unterscheidung, das von einem Verständnis der Beziehung des sprachlichen Zeichens zum kommunikativ bedeutsamen Akt absieht.

Hier ist ein erster (und wie wir später sehen werden: nicht ganz gelungener) Versuch zu sagen, was die Übung für diese Schüler besonders schwer machte: Sie konnten den Unterschied zwischen *l* und *r* nicht hören. Was jeder meiner Schüler ursprünglich erfuhr, als er meine jeweilige Aussprache dieser vier Wörter hörte, war, phänomenologisch betrachtet, ein frustrierend unkooperativer Sprecher: jemand, der sehr undeutlich sprach – und zwar so undeutlich, dass es für den Schüler schwer war, auch nur auf vernünftige Weise zu raten, welche der phonetischen Einheiten er von sich zu geben versuchte.

Franz Boas berichtet das Folgende über einige der Ethnologen des frühen 20. Jahrhunderts, die zuerst die systematische Erforschung der indigenen amerikanischen Sprachen in Angriff nahmen:

[E]xamples of [native] American languages have often been brought forward to show that the accuracy of their pronunciation [of their own language] is much less than that found in the languages of the civilized world.<sup>5</sup>

In seiner Diagnose der Quelle dieser (Fehl-)Wahrnehmung bemerkt Boas zunächst Folgendes:

It would seem that this view is based largely on the fact that certain sounds that occur in American languages are interpreted by observers sometimes as one European sound, sometimes as another.<sup>6</sup>

Boas stellt dann dafür, was wirklich in einem Fall des Lernens einer phonetisch fremden Sprache passiert, eine Instanz vor, die repräsentativer ist als das, was durch die Art der oben dargestellten künstlichen Unterrichtsübung (für japanische Muttersprachler) klar gemacht werden kann. Sein Beispiel zeigt viel genauer die Art der Schwierigkeit auf, die im Lernen des Eintritts in das phonologische Feld einer von der eigenen Sprache sehr verschiedenen Sprache involviert ist:

---

<sup>5</sup> Boas (1911), 16.

<sup>6</sup> Ebd., 16–17.



[T]he Pawnee language contains a sound which may be heard more or less distinctly sometimes as an *l*, sometimes as an *r*, sometimes as *n*, and again as *d*, which, however, without any doubt, is throughout the same sound, although modified to a certain extent by its position in the word and by surrounding sounds. It is an exceedingly weak *r*, made by trilling with the tip of the tongue at a point a little behind the roots of the incisors, and in which the tongue hardly leaves the palate, the trill being produced by the lateral part of the tongue adjoining the tip. As soon as the trill is heard more strongly, we receive the impression of an *r*. When the lateral movement prevails and the tip of the tongue does not seem to leave the palate, the impression of an *l* is strongest, while when the trill is almost suppressed and a sudden release of the tongue from the palate takes place, the impression of the *d* is given. The impression of an *n* is produced because the sound is often accompanied by an audible breathing through the nose. This peculiar sound is, of course, entirely foreign to our phonetic system; but its variations are not greater than those of the English *r* in various combinations, as in *broth*, *mother*, *where*. The different impression is brought about by the fact that the sound, according to its prevailing character, associates itself either with our *l*, or our *r*, *n*, or *d*.<sup>7</sup>

Das hier zur Debatte stehende wiederkehrende Phonem der Pawnee-Sprache erscheint dem Ethnologen zunächst als phonetisch unbestimmt: Es scheint zwischen der Auswahl der verfügbaren ihm wahrnehmbaren phonetischen Optionen zu schwanken – abwechselnd zwischen unserem *l*, oder unserem *r*, *n*, oder *d* – ohne selbst als wiederkehrendes phonetisches Element zu erscheinen. Die relevante wiederkehrende phonologische Einheit ist daher zunächst für den Ethnologen *schlicht* als etwas phonetisch Wiederholbares – als eine Einheit, die innerhalb seines auditiven Feldes der sinnlichen Auffassung *wiederkehrt* – *unhörbar*. Doch ihr wirklicher Grad an phonetischer Variation ist nicht höher als der von englischen Standardaussprachen von *r* in Kombinationen wie z. B. in *broth*, *mother*, *where* – das heißt, nicht höher als der Grad an Variation, der die Einheit einer der beiden wiederkehrenden Einheiten des gesprochenen Englisch ausmacht, der für meine japanischen Schüler zunächst unhörbar war. Dies erlaubt es uns, die wirkliche Schwierigkeit ein bisschen klarer zu sehen, die meine japanischen Schüler plagte. Ein englischer Muttersprachler ist, wie wir gesehen haben, zunächst geneigt, ihre Schwierigkeit auf die folgende Weise zu charakterisieren: Sie können keinen Unterschied zwischen *l* und *r* ausmachen. Diese Charakterisierung ist zwar nicht falsch, sie verfehlt jedoch das tiefere Problem: Sie sind nicht in der Lage, die *Bandbreite* phonetischer Variation im Bereich der zulässigen Weisen der Aussprache von entweder *r* oder *l* zu erkennen. Die phonologische Einheit jedes dieser Zeichen ist ihnen phonetisch so fremd, wie eine große Anzahl der Einheiten des gesprochenen Pawnee Boas' Ethnologen zunächst fremd ist. Das an

---

7 Ebd., 17.

der anderen Sprache offensichtlich Fremde kann nur überwunden werden, wenn wir zuerst lernen, das zunächst Unhörbare (oder Unsichtbare) in der Dimension dessen, was am Zeichen genuin fremd ist, aufzufassen und zu beherrschen.

Anders als Boas' Kollegen, die als Allererste indigene amerikanische Sprachen erforscht haben, begeben sich meine japanischen Schüler aufgrund ihrer bereits bestehenden Befähigung als Leser des geschriebenen Englisch bereits mit dem Wissen, dass (1) bis (4) auf der Tafel vier verschiedene englische Wörter sind, in die Übung. Zu sagen, dass sie wissen, dass es sich dabei um verschiedene Wörter handelt, heißt zu sagen, dass sie (durch ihre Vertrautheit sowohl mit der geschriebenen Form des Englischen als auch mit einigen Brocken von gesprochenem Englisch) die allgemeine Fähigkeit erworben haben, wiederkehrende Bedeutungseinheiten innerhalb der Sprache zu identifizieren und die vier Wörter auf der Tafel als geschriebene Zeichen zu unterscheiden – als graphematische Gegenstücke zu den vier phonetisch ununterscheidbaren Wörtern. All dies wissen sie schon – und daher schon ziemlich viel –, lange bevor sie in der Lage sind, diese vier Wörter phonetisch zu unterscheiden. Das ist so, weil meine japanischen Schüler weder eine erste Sprache lernten noch gerade damit anfangen, eine zweite zu lernen. Das heißt, dass das obige Beispiel in keiner Weise als angemessenes Modell für das Verständnis dessen dient, was im Erfassen der allgemeinen Relation zwischen Zeichen und Symbol enthalten ist, obwohl es dabei hilft, bestimmte philosophische Voraussetzungen, zu denen wir neigen, aufzudecken.

Eine Fremdsprache hören und sprechen zu lernen ist nicht bloß eine Sache des Beherrschens der gesprochenen Einheiten von so etwas wie einer Ansammlung einsilbiger Laute. Es ist eine Sache des Erwerbs eines Verständnisses sowohl der Bandbreite phonetischer Dimensionen, innerhalb derer Klangvariationen einen Bedeutungsunterschied ausmachen, als auch davon, *welche* Variationen in Klangfarbe, Betonung, Intonation, Hauchen etc. *welche* Bedeutungs-, Modus-, Aspekt- und Tempusveränderungen ergeben. In vielen europäischen Sprachen kann eine leichte Veränderung der Intonation eine indikative Aussage in eine interrogative Äußerung umwandeln. Was ein Englischsprecher als „dieselbe Silbe“ erfährt, ist im Mandarin-Chinesischen in Wirklichkeit etwas, das seine Bedeutung je nach Klangvariation ändert. Englischsprechern ist folgendes etwas vertrauter: Leichte Betonungsverschiebungen – für Nicht-Muttersprachler oft schwer zu bemerken – können Bedeutung verändern. Beachten Sie bitte die Unterschiede der Aussprache und die damit einhergehende Bedeutungsveränderung in den folgenden Beispielpaaren englischer Wörter:

produce	PRO-duce	fruit and vegetables
	pro-DUCE	bring forth, create
recall	RE-call	remove from circulation, invite for a second audition
	re-CALL	remember, call back to mind
console	CON-sole	computer or stereo screen and/or control panel
	con-SOLE	confer solace
content	CON-tent	as opposed to form, wrapping, container
	con-TENT	as opposed to discontent, unhappy, dissatisfied
converse	CON-verse	„No P is S“ is the converse of „No S is P“
	con-VERSE	speak, talk, chat
default	DE-fault	setting, position or option to which things revert
	de-FAULT	fail to meet an obligation
desert/dessert	DES-ert	e. g., the Sahara
	des-SERT	best part of the meal
invalid	IN-val-id	disabled person
	in-VAL-id	no longer valid
object	OB-ject	thing, item, entity
	ob-JECT	complain, protest
refuse	REF-use	rubbish, garbage
	re-FUSE	decline, say no
subject	SUB-ject	area of knowledge, person or thing under discussion
	sub-JECT	force someone or something to undergo some treatment

Solche im Englischen schicksalhaften Betonungsverschiebungen treten fast immer von der ersten zur zweiten Silbe eines Wortes oder andersherum auf. Das bedeutet, dass Veränderungen der Betonung von der vierten auf die fünfte Silbe eines „Wortes“, wie sie im modernen Griechisch vorkommen, einem englischen Muttersprachler unbemerkt bleiben, bis er sein Ohr geübt hat, auf Bedeutungsunterschiede zu achten, die eine Funktion derartiger Unterschiede in der Aussprache sind.

Es ist eine faszinierende und philosophisch leicht zu unterschätzende Tatsache, dass europäische Kinder auf Weisen zu brabbeln lernen, die Äußerungen unsinniger Phonemanreihungen einschließen, die den Unterschied zwischen indikativer und interrogativer Intonation aufweisen. Die unsinnigen Phonemanreihungen, die chinesische Kinder zu brabbeln lernen, weisen eine anspruchsvolle Beherrschung der Skala der Tonhöhen des Mandarin auf. Griechische Kinder brabbeln fünfsilbige Phonemanreihungen mit einer stark akzentuierten letzten Silbe. Kinder, die Englisch als ihre erste Sprache lernen, lernen auf

Weisen zu brabbeln, die die Fähigkeit zur Unterscheidung der in meiner Übung vorkommenden Phoneme manifestieren – d. h. jener, die meine erwachsenen japanischen Schüler nicht auseinanderhalten konnten. Tatsächlich beherrschen diese Kinder diese Fertigkeit, lange bevor sie auch nur annähernd zur Beherrschung der zum Verständnis der vier Wörter in meiner Übung verlangten detaillierten Bedeutungsunterschiede in der Lage sind. Nichtsdestoweniger wäre es ein Fehler, daraus zu schließen, dass Kinder, die eine erste Sprache erwerben, zunächst lernen, sich in einem eigenständigen phonologischen Raum zu orientieren, bevor sie Akte des sprachlichen Kommunizierens oder Begreifens vollziehen. Vielmehr lernen sie, die Unterschiede in der Topographie des phonologischen Feldes auszumachen, indem sie lernen, Muster des bedeutsamen Gebrauchs im wiederholten Auftreten von Wörtern wie „Mama“, „Katze“ und „Guckguck“ zu erkennen, und indem sie lernen, diese Wörter in verschiedenen Gebrauchssituationen anzuwenden.<sup>8</sup>

In Bezug auf den Erwerb der ersten Sprache gilt Folgendes: So wie das Lernen des Heraushörens der Unterschiede zwischen bestimmten Phonemen nicht darin besteht, dass das Kind bestimmte Unterschiede in dem, was es hört, bloß registriert und dann reproduziert, so besteht auch das Beherrschen eines Begriffs nicht darin, dass das Kind ein bestimmtes Muster im Gebrauch eines Wortes bloß registriert und dann (in einem plötzlichen und freudvollen Interpretationssprung) die „Bedeutung“ des Wortes erfasst. Die Fähigkeiten, auf die das Kind beim Unterscheiden der phonetischen Struktur und beim Erfassen der Pointe des Gebrauchs eines Wortes passiv zurückgreift, setzen seine autonome Teilhabe an den Aktivitäten des Aussprechens und Gebrauchs mancher dieser Wörter voraus. So, wie das Lernen der Produktion bestimmter phonetischer Unterschiede und das Lernen, sie zu hören, zusammenhängende Aspekte einer einheitlichen Tätigkeit sind, so sind auch das Lernen des selbstständigen Projizierens von Wörtern in neue Kontexte und das Lernen des Erfassens derselben Wörter, wenn sie durch andere in neue Kontexte projiziert werden, zwei Aspekte einer einheitlichen Tätigkeit. Sogar noch schwieriger ist es hier zu sehen, dass diese beiden Paare zusammenhängender Fähigkeiten – der Fähigkeit des Hörens und Hervorbringens von Phonemen auf der einen Seite und der Fähigkeit des Erkennens und Projizierens eines Gebrauchsmusters auf der anderen – nicht weniger miteinander verflochten sind. Die Fähigkeiten, auf die man beim Hören und Verstehen passiv zurück-

---

<sup>8</sup> Das bedeutet nicht, dass sie dadurch – mit solchen anfänglichen Leistungen des Verbindens von Zeichen und Symbol – schon die Bedeutung des Wortes „Katze“ vollständig beherrschen. Vgl. dazu die erhellende Diskussion des Beispiels eines Kindes, das den Begriff „Katze“ erwirbt, in Cavell (1979), 171 ff.

greift, setzen voraus, dass das Kind die fragliche Sprachpraxis aktiv erlernt und autonom an ihr partizipiert: Diese beiden Dimensionen im Erwerb sprachlicher Autonomie – der Erlangung von Autonomie im kompetenten Hervorbringen des Zeichens (des sinnlich wahrnehmbaren Aspekts des Symbols) und der Erlangung von Autonomie im Beherrschen des Symbols (des Zeichens im Gebrauch) – sind zwei Dimensionen der Verwirklichung eines einzigen Vermögens.

Philosophen sind dafür anfällig, die immense und spezifische (jedoch keinesfalls sprachlich eigenständige) Leistung von Kindern, die brabbeln lernen, zu unterschätzen. In seiner ersten Sprache brabbeln zu lernen ist eine *anspruchsvolle* Leistung, eine in hohem Maße ausdifferenzierte Verwirklichung des allgemeinen Sprachvermögens des Kindes. Diese Leistung ist eine der vielen Vorbedingungen für den Erwerb der Fähigkeit des Hörens von Sprache – einer Fähigkeit, von der Philosophen wie etwa W. V. O. Quine und Donald Davidson denken, ihre eigenständige Ausübung konstituiere den Ausgangspunkt jeglichen Spracherwerbs. Die letztgenannten Philosophen sagen uns, dass ein Kind mit dem Spracherwerb anfängt, indem es bloße Geräusche oder Laute hört (oder bloße Striche sieht), denen es dann Interpretationen zuweist – oft mit der beigefügten Bemerkung, es sei „offensichtlich“, dass dem Interpretieren nichts als ein bloßes Lautmuster zur Verfügung steht.<sup>9</sup> Die obigen Beispiele mit dem Englischunterricht und dem Lernen der Pawnee-Sprache helfen uns, die unausgesprochene Voraussetzung ins Blickfeld zu bringen, die hier entscheidend ist: nämlich die Voraussetzung, dass das relevante Vermögen (zur Unterscheidung zwischen bedeutsamen Laut- und Formeinheiten) mit unseren nichtsprachlichen Vermögen des Sehens und Hörens umsonst mitgeliefert wird, und folglich, dass es mit den Fähigkeiten

---

9 „[I]t is [...] obvious that the interpreter has nothing to go on but the pattern of sounds that the speaker exhibits in conjunction with further events“ (Davidson 2001, 13–14). Das Folgende ist eine vorsichtiger Aussage von Quine – eine, die zugesteht, dass wir beim Lernen des Verstehens einer gesprochenen Sprache lernen müssen, phonetische Signale von akustischen Geräuschen zu unterscheiden: „We form the habit, in hearing the myriad variations of spoken sounds, of treating each as an approximation to one or another of a limited number of norms – around thirty altogether – constituting so to speak a spoken alphabet“ (Quine 1969, 90). Doch dies lässt die folgenden Ideen immer noch unangetastet: (1) dass die etwa 30 phonetischen Zeichen, die vorgeblich das gesprochene Alphabet konstituieren, durch eine Menge von Normen begrenzt sind, so dass die Bandbreite der durch diese Normen erlaubten Variation unabhängig von jedweden Verständnis ihres Gebrauchs in der Kommunikation erkannt werden kann; (2) dass die Identifikation solcher phonetischer Zeichen dem Verständnis ihrer phonologisch signifikanten Kombinationsweisen vorgängig ist (so dass ein volles Verständnis der phonetischen Konturen solch eines „Alphabets“ der Idee bedeutsamer Rede in der Ordnung des Verstehens vorgängig ist); und (3) dass Spracherwerb darin besteht, dass man erst einmal lernt, sich in einem derartigen Alphabet zu orientieren, bevor man damit anfängt, den Geräuschen Bedeutungen zuzuweisen.

des Hörens und Erkennens von Lauten und Formen einhergeht, mit denen wir von Natur aus lediglich kraft der ordnungsgemäßen Heranreifung unserer Sinnesorgane ausgestattet sind. Die Annahme ist daher, dass das Hören und Sehen sprachlicher Zeichen nichts Weiteres als die Ausübung eines nichterworbenen sinnlichen Vermögens einschließt; eines Vermögens also, das in keiner Weise wesentlich sprachlich ist. Gemäß diesem Verständnis bedarf es zum Erfassen der sinnlich auffassbaren Dimension der Sprache keiner weiteren Determination unseres bloß sinnlichen Vermögens hin zu spezifisch sprachlichen Fähigkeiten.

Nun wird sichtbar, dass mein obiges Beispiel einer Übung zum Lernen des Unterscheidens von vier englischen Wörtern künstlich ist. Es enthält einige Sprossen auf der Erläuterungsleiter, die weggeworfen werden müssen. Wir haben bereits, beginnend mit unseren Überlegungen zur Überlegenheit des Beispiels von Boas im Vergleich zu meinem eigenen, einige dieser Sprossen weggeworfen. Eine dieser Sprossen wegzuwerfen, erlaubte es uns zu sehen, dass die Schwierigkeiten meiner japanischen Schüler am Ende sehr viel tiefgreifender waren als die bloße Schwierigkeit, *l* nicht von *r* unterscheiden zu können. Eine andere Sprosse war dies: Das Beispiel enthielt eine bloß *lokale* Schwierigkeit des Unterscheidens, nicht die Schwierigkeit des Erwerbs eines *allgemeinen Vermögens* zu einer gegenüber dem Japanischen fremden Form der sprachlichen Unterscheidung. Boas' Ethnologen ist es *zunächst* nicht möglich, etwas mit Sicherheit als eine wiederkehrende Bedeutungseinheit in der Pawnee-Sprache zu identifizieren, wohingegen meine Schüler schon eine reichhaltige Ansammlung an Prinzipien des Isolierens und Identifizierens wiederkehrender Bedeutungseinheiten des Englischen erworben haben. Doch auch Boas' Ethnologen sprechen schon mindestens eine (andere) Sprache, bevor sie versuchen, Pawnee zu lernen. Also müssen wir nun noch weitere Sprossen wegwerfen.

Mein Beispiel, in dem ich erwachsenen Japanern Englisch beibringe, ist in die umfassendere Aktivität des Vermittelns und Lernens einer *zweiten* Sprache eingebettet. Diese Anekdote hilft uns, bestimmte logische Punkte in den Blick zu bringen. Sie führt jedoch zwangsläufig in die Irre, wenn gewisse Besonderheiten *dieser* Tätigkeit in den Begriff des Spracherwerbs überhaupt hineingelesen werden. Insbesondere führt die philosophische Moral, die der Geschichte über den Englischunterricht in Japan entnommen werden kann, in die Irre, solange eine weitere Voraussetzung am Werk ist – eine Voraussetzung, die Quine und Davidson machen, aber auch manche Philosophen, die sich selbst als Kritiker von Quine und Davidson verstehen. Es handelt sich hier um die Annahme, dass das, was wir beim Lernen einer zweiten Sprache sinnlich auffassen, in seinem Charakter demjenigen wesentlich ähnelt, was zum Erlernen einer ersten Sprache erforderlich ist. Um Wittgensteins entgegengesetztes Verständnis in einer kantischen Sprechweise auszudrücken: Das Lernen einer ersten Sprache schließt die Ausbildung – das

Dämmern und Heranreifen – eines uns wesentlich charakterisierenden Vermögens ein, wohingegen das Lernen einer zweiten Sprache nur den erneuten Gebrauch dieses Vermögens beinhaltet, das in uns bereits Wirklichkeit erlangt hat.

Wilfrid Sellars fasst eins der seines Erachtens wichtigen Ergebnisse der ersten Abschnitte von Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen* so zusammen:

[W]hen we picture a child – or a carrier of slabs – learning his *first* language, we, of course, locate the language learner in a structured logical space in which we are at home. Thus, we conceive of him as a person (or, at least, a potential person) in a world of physical objects, colored, producing sounds, existing in Space and Time. But though it is we who are familiar with this logical space, we run the danger, if we are not careful, of picturing the language learner as having *ab initio* some degree of awareness – „pre-analytic“, limited and fragmentary though it may be – of this same logical space. We picture his state as though it were rather like our own when placed in a strange forest on a dark night. In other words, unless we are careful, we can easily take for granted that the process of teaching a child to use a language is that of teaching it to discriminate elements within a logical space of particulars, universals, facts, etc., of which it is already undiscriminatingly aware, and to associate these discriminated elements with verbal symbols.<sup>10</sup>

Sellars hat Recht: Wittgenstein denkt, es bestehe eine philosophische Gefahr, das Kind, das seine erste Sprache lernt, so zu beschreiben, dass wir ihm die Fähigkeit zum Treffen kategorischer Unterscheidungen zuschreiben, die uns aufgrund unserer Vertrautheit mit einem Raum bekannt sind, dessen logische Topographie wir kraft unseres Erwerbs unserer ersten Sprache beherrschen. Sellars bezeichnet philosophische Sichtweisen, die dieser besonderen Gestalt des Mythos des Gegebenen – d. h. der Fantasie, die Topologie des logischen Raums könne einfach so gegeben sein – anheimfallen, als *augustinisch*.<sup>11</sup> Dabei denkt er an Passagen aus den *Philosophischen Untersuchungen* wie etwa jene:

Augustinus beschreibe das Lernen der menschlichen Sprache so, als käme das Kind in ein fremdes Land und verstehe die Sprache des Landes nicht; das heißt: so als habe es bereits eine Sprache, nur nicht diese. Oder auch: als könne das Kind schon denken, nur noch nicht sprechen.<sup>12</sup>

<sup>10</sup> Sellars (1997), § 30, S. 65 (Hervorh. im Orig.; im Folgenden zit. als EPM).

<sup>11</sup> EPM, ebd. Indem ich Sellars in seiner Verwendung des Etiketts „Augustinismus“ folge, beabsichtige ich damit nicht, irgendeine exegetische Behauptung über die Schriften des hl. Augustinus zu machen. Im Gegenteil, ich neige zu der Annahme, dass „Augustinismus“ in der Sprachphilosophie mit Augustinus ungefähr so viel zu tun hat wie der (sogenannte) „Cartesianismus“ in der Philosophie des Geistes mit Descartes oder der „Kantianismus“ in der Erkenntnistheorie mit Kant.

<sup>12</sup> Wittgenstein (2001), § 32.

Sellars identifiziert den dem Augustinismus zugrundeliegenden philosophischen Fehler mit der Idee, es könne Folgendes geben: „an [...] awareness of logical space prior to, or independent of, the acquisition of language“.<sup>13</sup> Das seine erste Sprache lernende Kind auf diese Weise darzustellen heißt, sein Beherrschen des relevanten logischen Raums als einen gemeinsamen Nenner zwischen seinen Fähigkeiten vor und nach dem Spracherwerb darzustellen. Doch die philosophische Zurückweisung dieses Bildes enthält oft einen Rückzug auf ein Bild, in dem die Idee eines gemeinsamen Nenners nach wie vor vorkommt.

Wenn „Augustinismus“ als ein allgemeiner Ausdruck zur Klassifikation des vollen Spektrums des mythologischen Denkens über Sprache verwendet werden soll, das Wittgensteins obiges Anliegen ausmacht, dann muss eine angemessene Charakterisierung der übergreifenden Gestalt des augustiniischen Mythos auf eine umfassendere Weise als bei Sellars formuliert werden. Der augustinische Mythos besagt, dass jeder bedeutsame Aspekt des Erwerbs der ersten Sprache als solcher dem Lernen einer zweiten Sprache gleichen könnte. In größten Zügen ist er der Mythos, dass das Kind *Sprache schlechthin* auf dieselbe Weise erwirbt, auf die es eine zweite Sprache – die eines fremden Landes – erwürbe, als wäre es schon mit einer Sprache vertraut und lernte nun seine zweite. Sobald uns diese umfassendere Deutung des Augustinismus bereitsteht, können wir das, was die obige Passage von Sellars ins Visier nimmt, wie folgt umbenennen: *Augustinismus bezüglich der Gegebenheit des logischen Raums*.<sup>14</sup> Dies erlaubt es uns, die von Sellars thematisierte philosophische Verwirrung von einer weiteren Spezies der Verwirrung zu unterscheiden, die auch der Gattung des Augustinismus angehört. Nennen wir sie *Augustinismus bezüglich der Gegebenheit des sprachlichen Raums des Zeichens*. Sie ist der Mythos, der Erwerb der Fähigkeit zur Erkenntnis von gesprochenen oder geschriebenen Zeichen *als* Zeichen könne dem Prozess des Lernens der gesprochenen oder geschriebenen Zeichen einer zweiten Sprache gleichen – als ob das Kind auf dieselbe Weise zu einem Verständnis dessen gelangt, was ein Zeichen als solches ist, auf die es die Fähigkeit erwirbt, die Zeichen, die in einem fremden Land gebraucht werden, zu unterscheiden – als ob es bereits mit einem in sich abgeschlossenen Raum sprachlicher Zeichen vertraut wäre und nun lernen müsste, sich in einem zweiten solchen Raum zurechtzufinden.

---

**13** Das heißt, er identifiziert ihn mit dem, was er „psychologischen Nominalismus“ nennt; EPM, § 31, S. 66.

**14** Oder, wie ich es lieber, mit Verwendung der oben eingeführten Terminologie, nennen würde: *Augustinismus bezüglich der Gegebenheit des logischen Raums des Symbols*.



Die Weise, in der Sellars die oben zitierte Passage abschließt, mag dem Leser Folgendes nahelegen: Obwohl es ein Fehler ist, unsere *logischen* Unterscheidungsvermögen dem Kind zuzuschreiben, ist es kein Fehler, dem Kind *phonologische* Unterscheidungsvermögen zuzuschreiben. Wenn *per impossibile* das Kind *ab initio* zum Treffen all der relevanten Unterscheidungen fähig wäre, dann bestünde seine einzig verbleibende Aufgabe beim Spracherwerb darin, verschiedene mögliche Sachen, die Wörter bedeuten können, mit einer Menge „verbaler Symbole“ (wie Sellars sie nennt) – d. h. mit phonologischen Zeichen – zu assoziieren.<sup>15</sup> Doch Wittgenstein denkt, dass es in diesem philosophischen Umfeld noch eine weitere Gefahr gibt: Die Gefahr nämlich, dass wir das seine erste Sprache lernende Kind so darstellen, dass wir ihm Fähigkeiten zur Unterscheidung von Zeichen zuschreiben, in deren Besitz wir kraft unserer Vertrautheit mit einem Raum der Zeichen sind, die wir erworben haben, indem wir gelernt haben eine Sprache zu sprechen.

Man hat daher Wittgensteins Lehre nicht voll erfasst, wenn man nicht anerkennt, dass das folgende Gegenstück zum obigen Absatz von Sellars auch einen Teil von Wittgensteins Gesamtlehre bildet:

Wenn wir uns ein Kind – oder einen Träger von Platten – vorstellen, der/das seine *erste* Sprache lernt, dann verorten *wir* es natürlich in einem strukturierten phonologischen Raum, in dem *wir* beheimatet sind. Daher verstehen wir es als eine Person (oder zumindest als eine potentielle Person) in einer Welt wiederkehrender Phoneme, die ein gesprochenes Alphabet akustischer Zeichen hört und produziert. Obwohl wir es sind, denen dieser phonologische Raum vertraut ist, laufen wir, wenn wir nicht vorsichtig sind, Gefahr, uns den Lernenden als jemanden vorzustellen, der *ab initio* einen gewissen Grad des Bewusstseins eines solchen phonologischen Raums hat, so „vorsprachlich“, begrenzt und fragmentarisch es auch sein mag. Wir stellen uns seinen Zustand so vor, als ob er so wäre wie unser eigener, wenn wir uns in einem fremden Ort mit vielen Hintergrundgeräuschen befinden. In anderen Worten, sofern wir nicht vorsichtig sind, können wir es leicht als selbstverständlich voraussetzen, dass einem Kind das Unterscheiden von Zeichen beizubringen darin besteht, ihm das Unterscheiden von Elementen innerhalb eines phonologischen Zeichenraums beizubringen, deren es sich bereits halbwegs bewusst ist.

Indem sie behaupten, dass wir zuerst lernen, die Elemente des (wie Quine es nennt) „gesprochenen Alphabets“ einer Sprache zu unterscheiden und erst dann in einem zweiten Schritt damit anfangen, ihnen durch eine Aktivität der Interpretation Bedeutungen zuzuweisen, nehmen Quine und Davidson an, dass die folgenden beiden Fälle einen gemeinsamen Nenner haben müssen: (i) der Fall

---

<sup>15</sup> Anmerkung: Sellars meint hier mit „Symbol“ in etwa das, was der *Tractatus* mit „Zeichen“ meint.

von jemandem, der die bloßen gesprochenen Zeichen einer Sprache kennt, und (ii) der Fall von jemandem, der diese Zeichen kennt, aber auch begonnen hat zu lernen, wie sie symbolisieren. Die „bloßen Laute“ (oder, im schriftlichen Analogon zu diesem Fall: die „bloßen Striche“), die den Fällen (i) und (ii) vermeintlich gemeinsam sind, beinhalten gemäß diesem Bild *einen eigenständig verstehbaren Gegenstandsbereich des Zeichens* – der von dem des Symbols abgetrennt ist. Die Standardelemente einer natürlichen Sprache müssen dann als etwas logisch Zusammengesetztes konstruiert werden; als etwas, welches das den Szenarien (i) und (ii) gemeinsame Element des bloßen Zeichens plus einen weiteren symbolisierenden oder bezeichnenden Faktor umfasst. Der logisch grundlegendste Fall eines deutschen Wortes muss daher gemäß diesem Bild als einer verstanden werden, der zwei Faktoren einschließt: Der erste Faktor ist das semantisch tote phonetische (oder graphematische) Element. Der zweite Faktor ist das weitere Element, welches dem ursprünglich semantisch toten Element Bedeutsamkeit verleiht. Dieses Bild legt den Philosophen auf ein zugrundeliegendes Bild fest, demgemäß es eine eigenständig verstehbare Art und Weise gibt, durch die wir den Bereich der „bloßen Zeichen“ einer natürlichen Sprache charakterisieren können.<sup>16</sup> In Wittgensteins Diskussion dieses Bildes der Sprache ist „Deutung“ sein Lieblingsausdruck für den zweiten Faktor, der zu dem ersten hinzuaddiert werden soll. Wenn Wittgenstein sagt, dass es eine Weise des Erfassens des Zeichens gibt, die keine Deutung ist,<sup>17</sup> dann verneint er, dass jeder Akt des Sprachverstehens oder des Erfassens einer Regel zwei solcher Akte einschließt: einen des Erkennens des Zeichens oder des Erfassens des Regelausdrucks (qua bloßes Zeichen oder bloßer Ausdruck) und einen des daran anschließenden Deutens desselben. Im logisch grundlegenden Fall ist es eher so, dass das Erkennen des Zeichens und das Verstehen seiner Bedeutung zwei Aspekte eines einzigen einheitlichen Aktes sind.

---

**16** Auch wenn die meisten Philosophen nicht sehr viel darüber sagen, was diese Art und Weise der Charakterisierung genau involviert. Die beiden wichtigsten ursprünglichen Kandidaten, um ein solches Bild in der Phonologie auszubuchstabieren, waren akustische Theorien und Motor-Theorien der Sprachwahrnehmung und -produktion. Ihnen gemäß kann man den Bereich bedeutsam wiederkehrender phonologischer Zeichen entweder in bloß physikalischen akustischen Begriffen charakterisieren, oder bloß in Begriffen von Anweisungen, die die Disposition und das Verhalten von menschlichem Mund, Kehlkopf, Zunge etc. regieren. Zu Roman Jacobsons bahnbrechender scharfer Kritik dieser beiden Kandidaten – die folglich für die Irreduzibilität der phonologischen Dimension der Sprache spricht – vgl. Jacobson (1978).

**17** „Dadurch zeigen wir [...], dass es eine Auffassung einer Regel gibt, die *nicht* eine *Deutung* ist“; Wittgenstein (2001), § 201 (Hervorh. im Orig.).

Die Einheit der Sprache ist die eines (wie Kant es nennt) *totum*, nicht die eines *compositum*: Ihre Einteilung in zwei unterscheidbare Fähigkeiten (zum Erkennen von Zeichen und zum Verstehen von Symbolen) setzt die vorgängige Einheit des hier untersuchten Vermögens voraus. Es ist nicht so, dass man lernt, den Punkt zu erfassen, an dem dieses Phonem in jenes übergeht, indem man einfach auf diese Unterschiede als Gegenstände eines bloß phonologischen Interesses achtet; vielmehr ist es so, dass man solche Unterscheidungsvermögen erwirbt, indem man darauf achtet, welche Rolle solche Unterschiede für das, was man hört oder sagt, spielen. Beim Lernen der ersten Sprache ist die Entwicklung des sinnlichen Vermögens zur Unterscheidung solcher Unterschiede einerseits eine Bedingung des Verstehens dessen, was andere sagen; zugleich ist andererseits ein Verständnis der Weise, in der solche Zeichen die wahrnehmbaren Aspekte von Symbolen sind, eine Bedingung der Kultivierung des relevanten sinnlichen Auffassungsvermögens.

In Wittgensteins Spätwerk ist der zentrale Ausdruck für das, worum das „bloße“ Zeichen ergänzt werden soll, um es von seinem vermeintlichen Zustand der semantischen Trägheit zu erlösen, „Deutung“. Die dialektische Erkundung dieser Idee kulminiert in einem berühmten Regress und einem damit verbundenen Paradox<sup>18</sup> – deren Bedeutung von Lesern Wittgensteins unterschiedlich ausgelegt wurde. Nicht selten wird von Kommentatoren behauptet, Folgendes sei die zentrale, die relevanten Abschnitte der *Philosophischen Untersuchungen* belebende Frage: „Was haucht toten Zeichen Leben ein?“<sup>19</sup> Der spätere Wittgenstein präsentiert uns in der Tat verschiedene Gesprächspartner, die genau solch einer Frage auf diese Weise Ausdruck verleihen. In dieser Hinsicht liegen diese Kommentatoren nicht falsch. Doch solange sie versuchen, die sich in diesen Abschnitten entfaltende Dialektik so zu schematisieren, dass sie in Wittgensteins *Antwort* auf diese Frage kulminieren soll, sehen sie weder ihre dialektische Struktur noch ihr Ziel. Der Gesprächspartner nimmt an, dass die Fähigkeit, die man in Anschlag nimmt, um ein wiederholtes Vorkommen von „etwas“ als Fall der Wiederholung „desselben“ Zeichens (qua totes Zeichen) erkennen zu können, von der Art sein muss, dass man sie verstehen kann, ohne jemals ein Verständnis vom richtigen Gebrauch der Zeichen in Betracht zu ziehen. Wittgensteins Ziel besteht darin, die Verwirrung aufzudecken, die in der Weise enthalten ist, in der der Gesprächspartner die Frage stellt, die die sich aus ihr ergebende Dialektik in Gang setzt. Folglich ist ein fundamentaler Gegenstand der Kritik dieser Abschnitte – ein bedeutendes Moment in dem philosophischen Zaubertrick, das uns als völlig unschuldig

---

18 Ebd., §§ 198 u. 201.

19 Vgl. ders. (2013), 268.

erscheint – genau die Idee, es gäbe einen logischen gemeinsamen Nenner zwischen einem Bereich eingeritzter Striche und gesummter Geräusche (Striche und Geräusche, die noch nicht Sprache sind) und einem Bereich genuin sprachlicher Aktivität – einen gemeinsamen Nenner zwischen dem Fall des toten Zeichens qua bloßer Klang oder bloße Form und dem Fall des Zeichens qua das, was im Gebrauch sein Leben hat.

In anderen Fällen, in denen wir davon sprechen, dass etwas tot ist (etwa eine Leiche), setzen wir ein vorgängiges Verständnis der Kategorie des Lebens voraus – der logischen Priorität eines Verstehens seiner Lebendigkeit gegenüber dem Fall, in dem wir von uns selbst denken, wir begriffen „es“ als etwas, das sich nun im unglücklichen Zustand des Nicht-mehr-Lebendig-Seins befindet. Dies ist zentral für das, was Wittgenstein mit seiner paradoxen Rede von toten Zeichen, des Ihnen-Leben-Einhauchens, des Gebrauchs als das Leben des Zeichens etc. aufdecken will.<sup>20</sup> Es ist völlig verblüffend, mit welcher Bereitschaft der zeitgenössische analytische Philosoph diese Rede ohne den geringsten Eindruck einer Paradoxie übernimmt. Wittgenstein hätte uns gelehrt, so sagt man, das Grundproblem der Sprachphilosophie (oder des Regelfolgens, oder der Normativität, und so weiter) sei das Problem der Möglichkeit, toten Zeichen Leben einzuhauchen. Das stillschweigende Einverständnis mit diesem Idiom scheint die Idee zu gestatten, dass ein Zeichen die Art von Sache ist, bezüglich derer ein Verstehen ihres Tot-Seins einem Verstehen ihres Lebendig-Seins logisch vorgängig ist.<sup>21</sup> Theologisch gesprochen ist ein Verständnis dessen, was es heißt, einen toten Körper lebendig zu machen, keine Untersuchung des allgemeinen Begriffs des Lebens, sondern vielmehr ein Abweg in ein hochspezialisiertes nichtbiologisches Forschungsgebiet. Es setzt den ziemlich bemerkenswerten (und, abgesehen von Darstellungen des Wunders von Lazarus oder des Schicksals der Rechtschaffenen am Tag des Jüngsten Gerichts, selten instanziierten) Begriff der *Wiederauferstehung* voraus. Wir können den wichtigsten Punkt daher wie folgt reformulieren: Standardlektüren Wittgensteins bemühen sich um eine Theorie der Wiederauferstehung von „Bedeutung“ (oder „Normativität“ oder „Führung“ oder „Übereinstimmung im Urteil“), ohne vorher (wie Wittgenstein es tut) zu untersuchen, was an den eigenen philosophischen Ausgangsannahmen ihren Tod hervorgebracht zu haben scheint.<sup>22</sup>

---

<sup>20</sup> Vgl. z. B. ders. (2001), § 423.

<sup>21</sup> Wenn eine Gebrauchstheorie der Bedeutung eine Theorie ist, die die Frage „Was haucht dem toten Zeichen Leben ein?“ beantworten soll, dann taucht die Idee einer solchen Theorie in Wittgensteins Werk als ein Gegenstand der Kritik auf, und nicht – wie häufig angenommen – als Teil seiner Doktrin.

<sup>22</sup> Ed Minar verfolgt einen vergleichbaren Punkt, wenn er schreibt: „[Wittgenstein] is not thinking of life as a force that closes the gap [between sign and application]; rather, he questions what

Der Ausdruck „Linguistic Turn“ oder „linguistische Wende“ wird häufig verwendet, um die Idee anzudeuten, dass Sprache im Verlauf des zwanzigsten Jahrhunderts eine neue und zentrale Bedeutung für die Philosophie erlangt hat. Was für eine Bedeutung? Wenn der Ausdruck so verstanden wird, dass er eine geistige Revolution bezeichnet, durch die ein spezialisierter Teilbereich der Philosophie in ihr Zentrum gerückt ist (und die Teilbereiche der Erkenntnistheorie oder Metaphysik oder irgendetwas anderes daraus verdrängt hat) – und daher „Sprache“ (anstelle von „Wissen“, „Denken“ oder „Sein“ oder irgendetwas anderem) zum höchsten, oder zumindest ersten, Gegenstand der Untersuchung wurde – dann reflektiert ein solches Verständnis (dessen, was die vermeintliche „Wende“ ausmacht) ganz richtig ein weit verbreitetes Narrativ über einen mutmaßlich kontinuierlichen Strang der historischen Entwicklung innerhalb der Tradition der analytischen Philosophie. Zweifelsohne zeichnet es ganz richtig *einen* Entwicklungsstrang innerhalb dieser Tradition. Und Wittgenstein wird häufig für eine der Hauptfiguren an der Speerspitze *dieser* Entwicklung gehalten. Eine solche Verortung Wittgensteins in der Geschichte der analytischen Philosophie ist mit einem angemessenen Verständnis dessen unvereinbar, was er meint, wenn er sagt, dass das Zeichen sein Leben nur im Gebrauch habe – und dass daher das Vorstellen einer Sprache das Vorstellen einer Lebensform sei.<sup>23</sup>

Wenn man den Ausdruck „Linguistic Turn“ verwenden möchte, um eine von Wittgenstein unternommene Revolution in unserem Verständnis der zentralen Bedeutung der Sprache für die Philosophie anzuzeigen, dann muss er für etwas ganz anderes als das im vorangegangenen Abschnitt Angedeutete stehen. Er muss als einer verstanden werden, der für die Idee steht, dass wir, die Philosophierenden, *au fond* sprechende Wesen sind – so dass die Fähigkeit, die wir beim Philosophieren ausüben, wesentlich sprachlich ist.<sup>24</sup> Gemäß dieser Konzeption ist Sprache sowohl das wesentliche Medium philosophischer Aktivität als auch ein nicht-zufälliges Hindernis des durch sie erstrebten Selbstverständnisses.

Ein solcher Linguistic Turn erstrebt in keiner Weise – nicht einmal vorläufig – die Eingrenzung des *Umfangs* der Philosophie, sondern immer nur des *Modus* des

---

one has to have done to the sign – as the sign it is, in its use – to have killed it, to have come to think that it must be resurrected. In other words, he questions the role that the life-giving ingredient would play“; Minar (2011), 288.

<sup>23</sup> „Und eine Sprache vorstellen heißt, sich eine Lebensform vorstellen“; Wittgenstein (2001), § 19.

<sup>24</sup> Die Frage danach, was es heißt, die linguistische Wende in der Philosophie vollständig zu vollziehen – und weshalb jene, die bei Frege gefunden werden kann, bloß unvollständig ist –, konstituiert ein langjähriges Thema des geteilten Interesses und des Gesprächsaustauschs zwischen Irad Kimhi und mir. Zu seiner eigenen Behandlung dieses Themas vgl. Kimhi (2018).

Philosophierens. In seiner *Metaphysik* wirft Aristoteles nach nur wenigen Seiten die Frage auf, ob „Philosophie“ und „Logik“, wie es vielleicht zunächst scheint, zwei verschiedene (obzwar vielleicht zusammenhängende) Formen der Untersuchung benennen, oder ob sie in Wirklichkeit zwei Aspekte *einer* Untersuchung ausmachen. Der frühe Wittgenstein möchte eine Version der zweiten Vision – der zufolge „Philosophie“, „Logik“ und „Sprache“ drei Aspekte einer Untersuchung benennen – wiedergewinnen, und zwar durch die Weise, in der er *Logik* mit der „Logik unserer *Sprache*“ und Missverständnisse derselben mit *Philosophie* identifiziert. Ein Ausdruck wie „Sprachphilosophie“ sollte, gemäß einem angemessen post-wittgensteinschen Verständnis seiner Bedeutung, nie das Bemühen um eine Einschränkung dessen anzeigen, was ursprünglich dem Zuständigkeitsbereich der Philosophie angehört (etwa hin zu vorrangig „sprachlichen Angelegenheiten“ im Gegensatz zu solchen, die primär erkenntnistheoretisch oder logisch oder ethisch sind), sondern vielmehr eine radikale Transformation im Verständnis von Sprache, so dass sie jeden Aspekt jeglicher Untersuchung durchdringt.

Gemäß diesem Verständnis der Zentralität der Sprache für die Zwecke der Philosophie bleibt die philosophische Reflektion nicht weniger als zuvor mit Schwierigkeiten beschäftigt, die entstehen, wenn wir untersuchen, was *Wissen*, *Denken*, *Selbst* und *Welt* sind. Doch ihr Modus der Beschäftigung mit diesen Problemen ist kraft ihres Modus der Beschäftigung mit Sprache transformiert. Wir gelangen zur Einsicht, dass jeder Akt des philosophischen Verstehens eine sich selbst aufklärende Ausübung eines wesentlich sprachlichen Vermögens einschließt. Sprachliche Zeichen figurieren in Wittgensteins philosophischen Schriften nicht als ein in sich abgeschlossener Phänomenbereich, *auf* den wir schauen – etwa indem wir auf bloße Klänge und Striche schauen – und, indem wir dies tun, von uns und der Welt und folglich von unseren Formen des Denkens, Handelns und Lebens *wegschauen*. Unsere Formen der Geistigkeit, Praxis und Lebensaktivität in den Blick zu bekommen, verlangt vielmehr danach, dass wir unser Leben mit Sprache – unser überall sprachlich geformtes Leben, das sogar unsere Wahrnehmungsvermögen durchdringt – in den Blick bekommen. Diese Art des Linguistic Turn impliziert einen Kampf gegen Verwirrungen in Bezug auf Wissen, Denken und Sein, deren Quelle unsere verwirrte Beziehung zu eben jenen Zeichen ist, die wir beim Philosophieren nicht umhin können zu bemühen. Gemäß diesem Verständnis der „Wende“ beruht das Erlangen philosophischer Klarheit auf dem Erreichen einer übersichtlichen Darstellung der Beziehung von Zeichen zu Symbolen und andersherum. Folglich wird die Aufgabe eine des Anzeigens der wahren Dimensionen der logischen Identität der Zeichen qua Symbolen, die die vielfältigen Gebrauchskontexte übergreift, durch die sie ihr Leben beziehen.

All die Unterschiede zwischen dem frühen und dem späten Wittgenstein ungeachtet, bemühen sich beide darum, die zweite Art des Linguistic Turn in

der Philosophie anzustoßen (in der die Grenzen der Sprache mit jenen der Philosophie zusammenfallen), und nie die erste (die der Sprachphilosophie, verstanden als ein spezialisierter Forschungsbereich im Ganzen der Philosophie,<sup>25</sup> den Ehrenplatz einräumt). Keine Version von Wittgenstein bekundet, richtig verstanden, irgendein Interesse (außer als vorübergehender Gegenstand bestimmter Arten der Kritik) an einem Philosophieverständnis, dem zufolge „Sprache“ einen privilegierten, in sich abgeschlossenen Gegenstand philosophischer Untersuchung bildet – einen Gegenstand, dessen Funktionsweise und Natur vor und abgesehen von dem Ringen um Klarheit bezüglich der fundamentalen Probleme (die Denken und Sein, Selbst und Welt, Aktivität und Passivität, Empfindung und Gedanke, Behauptung und Ausdruck, die erste Person und die dritte Person, ich und du und so weiter umgeben) in den Blick genommen werden kann, mit denen die Philosophie immer gerungen hat.

*Aus dem Englischen von Johann Gudmundsson*

## Literatur

- Boas, F. (1911), Introduction, in: Handbook of American Indian Languages 1 (= Bureau of American Ethnology, Bulletin 40), Washington, D. C., 1–83.
- Bronzo, S. (2017), Wittgenstein, Theories of Meaning, and Linguistic Disjunctivism, in European Journal of Philosophy 25.4, 1340–1363.
- Cavell, S. (1979), The Claim of Reason, New York.
- Conant, J. (2002), The Method of the Tractatus, in: Reck, E. (Hg.), From Frege to Wittgenstein: Perspectives on Early Analytic Philosophy, Oxford, 374–462.
- Davidson, D. (2001), First Person Authority, in: ders., Subjective, Intersubjective, Objective, Oxford, 3–14.
- Jacobson, R. (1978), Six Lectures on Sound and Meaning, Cambridge, Mass.
- Kimhi, I. (2018), Thinking and Being, Cambridge, Mass.
- Minar, E. (2011), The Life of the Sign: Rule-Following, Practice, and Agreement, in: Kuusela, O., u. McGinn, M. (Hg.), The Oxford Handbook of Wittgenstein, Oxford, 276–293.
- Quine, W. V. O. (1969), Epistemology Naturalized, in: ders., Ontological Relativity and Other Essays, New York, 69–90.

---

<sup>25</sup> Dies heißt nicht, dass es nicht so etwas wie eine so verstandene Sprachphilosophie gibt, oder dass es so etwas nicht geben sollte, oder dass man es vorzugsweise nicht betreiben sollte, oder dass man nicht viel davon lernen kann, oder dass es nicht auf Dinge zurückgreifen kann, die Wittgenstein mit Blick auf seine eigenen Ziele sagt – es heißt nur, dass Wittgenstein selbst nie einer Form der Untersuchung nachgeht, die er selbst als so gefasste Sprachphilosophie versteht.

- Sellars, W. (1997), *Empiricism and the Philosophy of Mind*, hg. v. Brandom, R., Cambridge, Mass. [EPM].
- Wittgenstein, L. (1998), *Logisch-philosophische Abhandlung, Tractatus logico-philosophicus*, Frankfurt am Main.
- Wittgenstein, L. (2001), *Philosophische Untersuchungen*, hg. v. Schulte, J., Frankfurt am Main.
- Wittgenstein, L. (2013), *The big typescript, TS 213*, hg. u. übers. v. Luckhard, G., u. Aue, M. A. E., Malden, Mass., u. a.